

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 126

Posen, den 5. Juni 1929

3. Jahrg

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Kraß.

(28. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Ein wahrer Segen, daß er etwas hatte, das ihm über vieles hinweghalf: seine Arbeit, die ihn mehr und mehr in Anspruch nahm, ihn an den Schreibtisch zog und festhielt.

Schon als junger, eben flügger Arzt hatte er seine Zeit ausgenutzt, mancherlei geschrieben — kleine wissenschaftliche Aufsätze und Abhandlungen für Tagesblätter und Zeitschriften — und hatte dadurch ganz hübsche Nebeneinnahmen, die ihm in seinen Anfängen sehr erwünscht waren. Er verstand mit der Feder umzugehen, und das kam ihm jetzt zu statten.

Das kleine Buch, an das er jetzt heranging, war ihm lange im Kopf herumgegangen, hatte ihn lange beschäftigt. Schon jahrelang.

Er hatte im Berliner Westen seine Erfahrungen gesammelt. Im alten und neuen Westen. Und davon wollte er ausgehen. Für die Begüterten, die Reichen war gesorgt. Wer die Mittel hatte, fand überall Rat, Beistand, Hilfe. Konnte sich von den besten, ersten, größten Ärzten behandeln lassen. Konnte die teuren Sanatorien, Heil- und Kuranstalten aufsuchen — in der Stadt selbst, in den Bergen, an der See, im Walde.

Und die Armen und Elenden? Ungezählte mußten sterben, verderben, in Jammer und Not, in Laster und Schmutz, an Leiden, Krankheiten, Seuchen aller Art. Er wußte es und konnte es nicht ändern. Was vermochte der einzelne? Wer konnte hier helfen? Nur alle zusammen, die Gesellschaft, der Staat. Und allmählich war das Gewissen der Besitzenden, der Machthaber erwacht, die gemeinsame Fürsorge, die immer weiter um sich griff — von Jahr zu Jahr —, immer neue Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben rief: für Mütter und Säuglinge, Findlinge und Waisen, Gebrechliche und Krüppel, Verwahrloste und Gefallene, für die bejammernswerte Großstadtjugend, die bleichen, blutlosen Kinder, die frische Luft brauchten, Erholung am Wasser oder im Walde.

Aber die Zwischenschichten. Der sogenannte Mittelstand, der nicht bemittelt und nicht unbemittelt, nicht arm und nicht reich war. Das ungeheure Heer der kleinen Beamten und Beamtinnen, der Handwerker und Angestellten, der Schreiber und Schreiberinnen, der besseren Arbeiter und Arbeiterinnen. Was wurde mit ihnen? Die sich keine Reisen, keine Erholung gönnen konnten? Oder nur mit schweren Opfern?

Wäre es nicht schön und menschlich, für sie etwas zu tun? Ihnen ihr Leben zu erleichtern? Kuranstalten und Erholungsheime zu schaffen, die ihnen für billigen Entgelt alles boten, was sie nötig hatten: gesunden Aufenthalt, gute Verpflegung, frische Luft, Bewegung im Freien, Sport und Spiel, Ruhe, Frieden, Sorglosigkeit?

Das mußte doch möglich sein! Müßte sich doch ins Werk setzen lassen! Wenn man alles erwog, berechnete, zusammenzählt!

Natürlich nicht in und um Berlin, in der nächsten Umgebung, wo die Bodenpreise so hoch standen und immer höher stiegen, sondern ein oder zwei Stunden entfernt, in einem abgelegenen Winkel, und doch nicht allzuweit vom Bahnhof, daß die Anstalt ohne große Mühe zu erreichen war.

Und nicht ein einziger, umfangreicher Bau, wie ein Miethaus, eine Kaserne, ein Gefängnis, in dem alle zusammengepfercht wurden wie eine Viehherde, sondern lauter einzelne Gebäude für sich, kleine Landhäuser mit offenen und gedeckten Ausbauten, daß man immer im Freien sitzen, immer frische Luft genießen konnte, auch bei Wind und Wetter.

Und dann die Kostenanschläge, die Aufstellung der nötigen Summen. Zuerst der Grund und Boden. Das Baueinzelne selbst. Die Einrichtung der Zimmer. Dann die Gehälter und Löhne der Leute, Wärter, Wärterinnen, Köchinnen, Mädchen. Die Preise der Lebensmittel.

Was war nicht alles zu bedenken! — Das machte mehr Umstände, kostete mehr Zeit und Arbeit, als Steffen gedacht hatte. Aber es war wohl der Mühe wert, und er sah, wie das Werk langsam wuchs und wuchs . . .

Ob das Werk sich auch nach der andern Seite lohnte? — Wohl kaum. Obwohl es eine Frage der allgemeinen Gesundheit behandelte, eine Lebensfrage des ganzen Volkes. Aber vielleicht fand es Beachtung in seinen Kreisen, gab Wünsche und Anregungen. Fand vielleicht jemand, einen Menschenfreund, einen Wohltäter, der seine Gedanken in die Tat umsetzte, der verwirklichte, was er dachte.

Warum tat er das nicht selbst? — Ging nicht selbst an die Ausführung? — Er sah manchmal auf von der Arbeit, legte die Feder beiseite, und seine Blicke schweiften über das Wasser hin. War es nicht das Gegebene? Das Einfachste, Natürlichste?

Aber mit seinen Mitteln? Mit den paar tausend Mark, die er zurückgelegt hatte? — Ach, damit war nichts zu machen — ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Und das Vermögen seiner Frau? — Ach, das war gar nicht nötig, brauchte gar nicht angegriffen zu werden! Nur die Zinsen. Sie reichten aus, sie ganz allein — ach, waren genug, mehr als genug, diese „Kuranstalten für Minderbemittelte“ ins Leben zu rufen, alles zu decken, alles fertig hinzustellen . . .

Warum sagte er das nicht? — Sprach nicht mit Erika?

Ja, wenn sie selbst davon angefangen, es ihm selbst angeboten hätte! — Dann vielleicht. Aber das lag ihr fern, wie ihr sein ganzer Beruf fern lag. Sie dachte gar nicht daran, kam überhaupt gar nicht auf den Gedanken.

Oder wenn er die Gewißheit hätte, wenn er wüßte, mit unzweifelhafter Sicherheit, daß das Unternehmen glückte, alles ging, wie er sich's vorstellte, daß nichts verloren war! Dann vielleicht auch! Aber wer gab ihm diese Gewißheit? Konnte sie ihm geben? Niemand auf der Welt.

Wenn nun alles anders kam? Wenn er sich täuschte? Wie so viele andere, so viele Tausende, die sich voll Eifer und Begeisterung einer Sache hingaben, alles daransetzten, ihre Zeit, Arbeit, Kraft, Hab und Gut — weil sie an sich glaubten, die innere Überzeugung hatten, daß sie ihr Ziel erreichten — erreichen mußten.

Und hatten doch unrecht, irrten sich doch. Mußten zusehen, wie alle Hoffnungen und Träume zerrannen, wie nichts sich erfüllte von all dem, was sie erwartet und ersehnt hatten mit heißer Inbrunst, wie alles fehlschlug und ihr Leben in Trümmer ging . . . Warum sollte er eine Ausnahme sein? — Gerade er? — Warum sollte das Geschick es mit ihm besser meinen als mit so vielen andern? — Hatte ihm das Glück denn bisher so gelächelt? — Ihn bevorzugt wie einen Liebling? — Nicht doch. Es hatte ihm nicht viel geholfen. Wo-

durch war er das, was er war? — Durch sich selbst. Ganz allein durch sich, seine Arbeit, seinen Fleiß, sein Können.

Nein — nein. Anderer Gut angreifen? — Fremdes Geld aufs Spiel setzen? — Denn es war ein Spiel, blieb ein Spiel, das man wagen mußte, dessen Ausgang und Ende man noch nicht absehen konnte. Und wenn's auch das Geld seiner eigenen Frau war — es war nicht sein, war nicht sein! — Er hatte kein Recht, darüber zu verfügen, damit zu schalten und zu walten nach seinem Belieben.

Er mußte sich bescheiden, mußte zufrieden sein mit der Freude an seinem Werk, mit dem Bewußtsein, etwas Gutes gewollt, erstrebt zu haben. Das war alles. Der Gedanke war sein, aber nicht die Tat!

In diesem Gefühl schuf er, schrieb er sein Buch . . .

Mit Berlin verband ihn nichts mehr, verknüpfte ihn keine Fäden mehr, von früheren Bekannten sah er keinen mehr. Er suchte niemand auf. Als ob er einen Strich durch seine ganze Vergangenheit gemacht, alle Brücken hinter sich abgebrochen hätte und sich ein neues Leben aufbauen wollte.

Auch mit den Umwohnern spann sich kein Verkehr an. Erstens, weil sie gar keine unmittelbaren Nachbarn hatten, zu denen man unwillkürlich in Beziehungen trat, und dann auch, weil die meisten nur im Sommer draußen lebten, im Winter aber in der Stadt.

Da sie selbst selten oder nie hineinfuhren, sahen sie auch ihre Verwandten selten. Höchstens bei sich draußen. Und das nur ein- oder zweimal im Jahr. Den Baumeister und seine Fränze, die sich in der Zeit fast gar nicht verändert hatten, nur, daß ihr Pärchen sich fast jedes Jahr um ein Brüderchen oder Schwesterchen vermehrt hatte. Und dann Gottfried Hahnbusch und Frau, denen das Essen und Trinken noch immer vortrefflich schmeckte. Was man ihnen auch ansah. Denn der Herr Schwager hatte allmählich einen bedrohlichen Leibesumfang angenommen, und seine geliebte Ehehälfte hatte auch nichts mehr von schlanken, jugendlichen Formen an sich.

Regelmäßig kam die Geheimrätin, die jedes Jahr bei ihnen einkehrte. Ein paar Wochen bei ihnen. Und ein paar Wochen nebenauf bei Woldes. Bei einem genau so lange wie beim andern. Wie es recht und billig war. Damit keiner sich zurückgesehen oder beleidigt fühlen konnte.

Engen Verkehr pflogen sie einzig mit Werner und Sibylle. Nicht nur als Verwandte und Nachbarn, sondern als gute Freunde, die sie mit der Zeit geworden waren. Auch die Frauen, die sich verstanden und zueinander stimmten. Zur großen Freude der beiden Männer, die wußten, was davon abhing. Sie selbst kamen schon miteinander aus. Wenn nur das andere Geschlecht sich vertrug.

Nach wenigen Jahren waren sie wie eine Familie. Besuchten sich, kamen zueinander, huschten hinüber und herüber, ohne sich anzumelden, sich zu verabreden. Der weiße Bretterzaun, der ihre Grundstücke und Gärten trennte, war keine Schranke mehr. In der Mitte, zwischen ihren Häusern, hatten sie sich eine Pforte machen lassen, daß sie nicht mehr über die Straße brauchten, sondern mit ein paar Schritten hüben und drüben waren, sowie der eine den andern sehen oder sprechen wollte . . .

Was hatte sich zwischen den beiden abgespielt? — Zwischen Werner und Sibylle?

Steffen mußte sich immer wieder wundern. Er kannte ihre Beziehungen von Anfang an, war dabei gewesen, als sie Bekanntschaft schlossen, wie ihr Verhältnis sich entwickelte. Hatte Werners leidenschaftliches Werben gesehen, seine maßlose Liebe, die er nicht verbergen, nicht verstecken konnte, und die kühle, fast abweisende Haltung Sibylles, die den Verehrer immer in gemessener Entfernung hielt. Wie eine trennende Wand stand es zwischen den beiden. Selbst in ihrer Ehe noch. Als sie verheiratet waren.

Und nun dies herzliche, innige, schöne Einvernehmen, das zwischen ihnen bestand, das jeder fühlte, der ihnen näher trat, auf den ersten Blick erkannte!

Woher kam das? — Wie hatte sich das entwickelt? — Auf eine ganz einfache, erklärliche Weise? — Weil sie sich eingelebt, mit den Jahren aneinander gewöhnt hatten? — Alles in Ruhe und Frieden? — Ohne Zwischenfälle? — Ohne Wetter und Sturm?

Nein! Steffen konnte es nicht glauben. Nach seinen Erfahrungen. Wie er Welt und Menschen zu kennen meinte. Da war etwas gewesen — mußte etwas gewesen sein — wie ein großes Erlebnis — ein Schicksal — eine Prüfung, die zu Zeiten über die einzelnen wie über ganze Völker hereinbricht und Entscheidung fordert — Entscheidung auf Leben und Tod —, so oder so —, die die einen erhebt und die andern zerschmettert.

Auch diese beiden Menschen mußten ihre Stunde gehabt haben, ihre Schicksalsstunde, die sie im Kampf gegeneinander führte — Heil und Unheil, Segen und Verderben im Schoß, und sie hatte ihnen Segen gebracht, hatte sie nicht geschieden, voneinander gerissen, sondern zusammengeführt, geeint für das ganze Leben, für alle Zukunft . . .

Das meinte Steffen zu fühlen. An der Zartheit, der Rücksicht, der verständnisvollen Hingabe, mit der sie sich behandelten. Auch an der abgeklärten Ruhe, dem Friedvollen, das über dem Besen der beiden lag — trotz ihrer jungen Jahre.

Aber er wußte nichts und fragte nicht. Das waren Dinge — geheimnisvolle Dinge zweier Herzen, die sie in sich trugen und verschlossen, keiner dem andern vertraut —, Dinge, an die man nicht rühren soll . . .

Den Winter über war das Künstlerpaar selten zu Haus. Fast immer unterwegs, auf Gasspiel. In ganz Deutschland. Heute hier und morgen dort. Sogar über die Grenzen hinüber. Nach Osterreich, Holland, Dänemark. Bis nach Rußland hinein.



Aber im Sommer ruhten sie aus, blieben sie daheim in ihrem Landhaus. Und hatten fast immer Gäste, immer Gesellschaft um sich. Eine lustige, ausgelassene Gesellschaft. Fröhliches, sorgloses Künstlervolk. Musiker, Kapellmeister, Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, Schriftsteller, Maler.

Das waren zwanglose, harmlos heitere, genußreiche Abende. Voll von Wit und Laune. Stunden voller Anregung und Unterhaltung. Eine wahre Abwechslung und Erholung für Steffen in seiner Arbeit. Denn es war ihm eine neue Welt.

Und häufig kam's vor, daß man nicht auseinander fand, sich nicht trennen wollte. Und niemand fuhr heim, alle blieben draußen über Nacht, wurden untergebracht, so gut es ging, und war bei Woldes kein Platz mehr — hinüber ins Haus Lanow! Aber keine Mühe! Keine Umstände! Jeder nahm vorlieb, war zufrieden, wie er's traf . . .

Inzwischen war Steffens Buch abgeschlossen, wanderte zum Verleger, in den Druck. Die Abzüge kamen, gingen zurück, damit war die Arbeit zu Ende. Die fertigen Bände wurden verschickt an die Fachblätter, Zeitungen und Zeitschriften.

Steffen selbst sandte eine ganze Reihe an alte Freunde und Bekannte, an Kollegen, die die Feder führten und Besprechungen schrieben. Auch an den kleinen Mannich. Mit einer kurzen Widmung: „In alter Freundschaft und treuer Erinnerung.“ Es war wie ein Lebenszeichen, das er von sich gab.

(Fortsetzung folgt.)

Fichte über Heiligkeit und Glück der Ehe.

Von Professor Gerhard Döder.

Fichtes Philosophie ist eine Kulturphilosophie, die alle die verschiedenen Einzelprobleme der Kultur in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht und sie von einer philosophischen Grundanschauung aus beleuchtet. So hat Fichte sich auch verschiedentlich über das Problem der Ehe eingehend geäußert, das ja gerade in der Gegenwart wieder viel umstritten ist, aber leider von manchen Seiten in höchst oberflächlicher Weise behandelt wird. Fichte behandelt es vor allem in seiner „Grundlage des Naturrechts“. Das Menschengeschlecht, heißt es hier, kann allem dadurch zur Tugend geführt werden, daß das natürliche Verhältnis zwischen beiden Geschlechtern wiederhergestellt wird. Dieses natürliche Verhältnis kann aber nur durch eine wahre Ehe gewährleistet werden.

Die Ehe ist die eigentlichsste, von der Natur geforderte Weise des erwachsenen Menschen von beiden Geschlechtern, zu existieren; in ihr erst entwickeln sich alle seine Anlagen; all diese guten Wirkungen hat nur die wahre Ehe.

„Das Weib,“ sagt Fichte, „das sich einem ganz gegeben hat, kann sich nicht einem zweiten geben; denn ihr eigene Würde hängt ja davon ab, daß sie diesem einen ganz angehöre. Der Mann, der sich nach dem Willen und den leisesten Wünschen einer Frau zu richten hat, um sie zu beglücken, kann sich nicht nach den Wünschen mehrerer richten, die selbst untereinander nicht vereinigt sind.“

Eine Ergänzung gibt Fichte diesem Gedanken in seinem „System der Sittenlehre“, wo er bemerkt:

„Das Weib kann nicht voraussehen, daß sie jemals aufhören werde, ihren Mann über alle seines Geschlechts zu lieben, ohne ihre weibliche Würde, der Mann nicht, daß er aufhören werde, seine Frau über alle ihres Geschlechts zu lieben, ohne seine männliche Großmut aufzugeben. Sie geben sich einander auf immer, wenn sie sich einander ganz geben.“

Eine auf der Grundlage wahrer gegenseitiger Liebe ruhende Ehe ist nicht etwa ein erfundener Brauch oder eine willkürliche Einrichtung, sondern ein durch Natur und Vernunft in ihrer Vereinigung notwendig und vollkommen bestimmtes Verhältnis, das auch für den Staat von größter Bedeutung ist. Deshalb ist es die Pflicht des Staates, die Ehe durch ein Ehegesetz nach Kräften zu schützen. Aus der Eigenart der Ehe folgt nach der Meinung Fichtes mit Notwendigkeit die Forderung der Gütergemeinschaft.

Beachtlich ist das Urteil Fichtes über den Ehebruch. Es ist hier zu unterscheiden zwischen dem Ehebruch des Weibes und dem des Mannes. Wenn eine Ehefrau sich einem anderen Manne hingibt, tut sie dies entweder aus wahrer Liebe zu diesem, dann hat sie aber aufgehört, ihren Ehemann zu lieben, und damit ist die Verbindung mit diesem vernichtet. Damit hat aber die Ehefrau trotz der Liebe, die sie als Entschuldigung anführt, sich herabgewürdigt, „denn ihre erste Verbindung mit ihrem Ehemann muß ihr jezt, wenn sie noch der Moralität fähig ist, als unedel und tierisch vorkommen“. Wenn sie trotz des Ehebruchs noch den Schein des bisherigen Verhältnisses mit ihrem Ehemann fortbauern läßt, dann entehrt sie sich dadurch aufs äußerste; denn sie tut dies dann entweder aus sinnlicher Lust oder um eines äußeren Zweckes willen. In beiden Fällen benützt sie ihre Persönlichkeit und auch ihren Ehemann als Mittel für einen niederen Zweck. Die zweite Möglichkeit bei dem Ehebruch der Frau ist die, daß sie sich dem fremden Mann aus sinnlicher Lust hingab. Ist dies der Fall, dann darf man annehmen, daß sie sich auch mit ihrem Ehemann nur aus diesem Grunde und nicht aus Liebe verbunden hat. Damit würde sie aber vollends alle Ehre und Würde verlieren. In beiden Fällen, sei nun der Ehebruch aus Liebe oder aus Sinnenlust begangen, vernichtet er, wenn er von der Frau ausgeht, das ganze eheliche Verhältnis. Deshalb muß sich der Mann von der Ehebrecherin trennen, wenn er sich nicht selbst herabwürdigen will. So ist es auch zu erklären, daß man bei allen nur ein wenig gebildeten Nationen den Mann, der den Ehebruch seiner Frau duldet, verachtet und mit einem besonderen Spottnamen belegt hat.

Ein Ehebruch des Mannes ist nach Fichtes Meinung etwas anders zu beurteilen. Wenn der Mann Ehebruch begeht, zeigt er entweder eine unedle Denkart; dies ist der Fall, wenn das Weib, mit der er sich vergeht, sich ihm nicht aus Liebe ergibt, sondern um eines äußeren Zweckes willen; er will dann bloß genießen. Wenn aber dieses Weib sich aus Liebe ergibt, dann handelt er gegen es unrecht; denn er übernimmt damit dann diesem Weibe gegenüber Pflichten, die er nur in einer Ehe wirklich erfüllen könnte. Auch für den Mann ist es unedel, wenn auch nicht in dem

Maße, wie beim Weibe, geradezu den Charakter tödend, wenn er die Heiligkeit der Ehe auf diese Weise verleht. Doch wie müßte die Erkenntnis, daß der Mann so handelt, auf die Ehefrau wirken! Sie könnte dadurch einmal leicht auf den Gedanken kommen, daß ihr Mann auch sie selbst allein aus niederen Beweggründen geheiratet habe und daß auch seine scheinbar großmütige Zärtlichkeit gegen sie nichts als bloßer Trieb sei; dadurch müßte sie sich aber herabgewürdigt fühlen. Andererseits müßte es doch eine liebende Frau sehr schmerzhaft empfinden, daß dieselbe Aufopferung, die sie selbst für ihren Mann hat, auch noch eine andere Frau haben soll. So wäre es leicht möglich, daß dadurch das Herz vom Manne abgewendet wird; sicher aber ist, daß ihr dadurch die Ehe verbittert wird. Und so kommt Fichte zu dem Ergebnis, daß der Ehebrecherische Mann der Ehebrecherischen Frau in keiner Weise an Schuld nachsteht. Ja, man könnte sogar sagen, seine Schuld sei größer, weil die Großmut dadurch verleht wird, wodurch sich eine niedrig gefinnete Seele verrät.

„Die Frau kann verzeihen,“ sagte Fichte, „und die würdige, edle Frau wird es sicher. Aber es ist drückend für den Mann, und noch drückender für die Frau, wenn sie etwas zu verzeihen hat. Der erstere verliert den Mut und die Kraft, das Haupt der Ehe zu sein, und die letztere fühlt sich gedrückt, den, dem sie sich ergeben hat, nicht achten zu können. Das Verhältnis zwischen beiden wird so ziemlich umgekehrt. Die Frau wird die Großmütige, und der Mann kann nicht füglich etwas anderes sein als der Unterwürfige.“

So erklärt es sich auch, daß, während der Mann, der den Ehebruch seiner Frau duldet, verachtet wird, eine Frau, die den Ehebruch ihres Mannes weiß und erträgt, nicht verachtet, sondern je sanfter und weiser sie sich dabei benimmt, desto mehr geachtet wird.

Hühner mit ansteckendem Schnupfen.

Gewöhnlich als eine Folge starker Erkältung tritt bei den Hühnern ein Schnupfen auf, der sich leicht überträgt und nicht selten der Uebergang zu der so gefährlichen Diphtherie ist, wenn er vernachlässigt wird. Die an solchem Schnupfen erkrankten Hühner schlentern ungewöhnlich viel mit dem Kopf und niesen sehr häufig und heftig. Meist treten auch Atembeschwerden auf, und die Hühner röcheln und piepsen.

Die Krankheit ist am Kopf des Huhnes schon unverkennbar, wenn man, wie hier in Abb. 1, den Kopf des gesunden Huhnes zum Vergleich mit heranzieht. Das kranke



Schnupfenkrankes



gesundes Huhn

Huhn, wie wir es in Abb. 2 sehen, hat den Schnabel fast immer offen. Die Augengegend ist geschwollen, und früher oder später läßt sich im Schnabel ein dicker, übelriechender Ausfluß bemerken.

Zunächst und vor allem muß man natürlich ein derart krankes Huhn von den noch offenbar gesunden Tieren absondern und es an einem warmen und trockenen Ort unterbringen. Dann muß man Nase und Augen des Tieres mehrmals am Tage mit einer lauwarmen Boräurelösung auswaschen und die Nase noch mit einer Lösung von übermangansaurem Kalium besonders und sorgfältig reinigen, nötigenfalls ausdrücken. Wenn man diese Behandlung achtsam durchführt, wird der Erfolg meist nicht allzu lange auf sich warten lassen. Dr. W. Schaefer.

Die sogenannte gutartige Faulbrut bei Bienen soll entstehen, wenn etwa infolge von Spätsprühen ein Teil der noch nicht eingedeckelten Brut von den Bienen verlassen wird und abstirbt. Aus den toten Larven bildet sich dann eine schwarze, übelriechende Masse, welche die Bienen aus dem Korbe, usw. entfernen. Eine Ansteckung findet jedoch dabei nicht statt.

Tod den Vogelmilben! Wenn Stubenvögel von Läusen und Milben heimgesucht werden, bestreut man den Boden des Bauers mit einem feinen Pulver, das aus trockenen geriebenen und dann feinaesichten Blättern des milbwachien-

den Vermuttrautes hergestellt wird. Auch kann man vte Stellen des Gefieders der Vögel, wohin diese mit dem Schnabel gelangen können, vorsichtig damit bestreuen.

Menge und Beschaffenheit der Milch sind eng an das Vorhandensein und an die reiche Entwicklung der Milchdrüsen sowie deren Zerfallstätigkeit gebunden. Sind diese Vorbedingungen bei einer noch so wohlgenährten schönen Kuh nicht vorhanden, so wird sie niemals eine gute Milchkuh sein.

Bier Wochen Marseille.

Von Harry Viel.

Von den vielen Filmexpeditionen, die ich für Aufnahmen zu meinen Filmen gemacht habe, ist die letzte nach Marseille die interessanteste und zugleich die anstrengendste gewesen. Ich kann im allgemeinen über mangelndes Entgegenkommen der Behörden, auch außerhalb Deutschlands, nicht klagen, aber die Liebenswürdigkeit der Marceller Kommunalverwaltung hat mich doch überrascht. Alles

Erdenklische, was ich benötigte, wurde gern und schnell gewährt! Als ich z. B. Abendaufnahmen vor einer großen Freitreppe zu machen hatte, wurden wie selbstverständlich alle defekten Birnen der Kandelaber auf dieser Treppe von der Stadt kostenlos durch neue, hellstrahlende ersetzt. Auf der berühmten Brücke, eigentlich ist es ja eine Fähre, konnte ich tagelang ohne jede Behinderung drehen, ja man kam allen meinen Wünschen entgegen. Stoppete die Fahrstühle die Fähre, wenn es die Aufnahmen nötig machten.



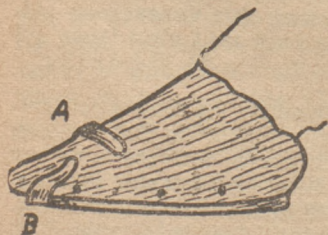
Harry Viel, der große Genesationsdarsteller, betrachtet sich die Welt von oben.

Phot. D. & E.

Aber die Schattenseiten dieser Expedition waren — die Sonnenzeiten der Straßen. Die Hitze machte die Arbeit zur Qual, und die ungewohnte Küche tat ein übriges, unsere Verdauung und damit das körperliche Wohlbefinden herabzusetzen. Eine Fundgrube für Typen waren für mich die Hafenviertel, das spanische und afrikanische Stadtviertel. Allerdings sind die Bewohner gerade dieses interessanten Viertels sehr schwer vor die Kamera zu bringen, und nachdem wir bei einer Aufnahme bedroht wurden, haben wir versteckt mit Handapparaten gearbeitet. Dadurch ist es meinen Operateuren gelungen, naturgetreue, ungestellte Aufnahmen aus diesem Milieu für meinen Film „Männer ohne Beruf“ (Der Herr aus Südamerika) zu machen, der ja im Milieu des Marceller Mädchenhandels spielt.

Wie muß der Klauenbeschlag bei Ochsen beschaffen sein?

Ein Klauenbeschlag ist nötig bei Ochsen und anderen Rindern, die viel auf die Straße kommen; denn die Klauen des Rindes sind bedeutend empfindlicher als die Hufe des Pferdes. Ist doch die Klauensohle gewöhnlich nur drei bis fünf Millimeter dick. Um die Tiere vor etwaigen Schäden zu schützen, müssen nicht nur Klaueneisen aufgelegt werden, sondern diese müssen noch geschärfte Stellen erhalten. Die Klaueneisen sollten bei Ochsen ungefähr alle zwei Monate erneuert werden. Besonders sorgfältig müssen Rinder mit stehfüßiger Stellung beschlagen werden. Gehen solche Tiere zu lange ohne Eisen auf der Straße, so nutzen sich die Zehen zu stark ab, und die Klauen



werden sehr empfindlich und schmerzhaft. Die beigegebene Abbildung zeigt ein Klaueneisen, das sich gut für Ochsen mit derart abgenutzten und empfindlichen Zehen eignet. Diese Eisen sind kurz und werden nur mit wenigen Nägeln

augenagert. Damit das Eisen besser hält, ist es mit Aufzug (A) und Außentappe (B) versehen.

Allgemein müssen die Klaueneisen natürlich die Form der Klauen haben und die ganze Sohle bedecken. Diese wird nur dann vor Quetschungen durch Steine usw. geschützt, wenn das Eisen genügend breit ist. Auf der Sohle darf das Klaueneisen niemals aufliegen, sondern nur auf dem Tragrand und auf dem Ballen. Im anderen Falle würde die Sohle gequetscht werden. Hier sei noch erwähnt, daß beim Ausschneiden der Klaue vor dem Beschlag der Ballen unbedingt geschont werden muß, und weiterhin darf das Eisen niemals zu heiß aufgelegt werden.

Dr. W. Schaefer.

Aus aller Welt.

„Die Puppen des Herrn Marquis“ heißt der neue Roman, der in der neuesten Nummer des Illustrierten Blattes (Nr. 23) beginnt. Der Leser findet in ihm den neuesten Hochstapler- und Abenteuerroman, der mit ungeheurer Spannung geschrieben ist. Ein geheimnisvoller Marquis hält die Fäden der Handlung in der Hand, einer buntbewegten Handlung, die die Leser an internationale Weltplätze führt und sie mit den interessantesten Figuren der großen Gesellschaft und der Hochstaplerwelt bekannt macht. Der Verfasser, Dr. Wolf Heinrich v. d. Mülbe selbst, erzählt zu Beginn in charmanter Weise von seinem wechselvollen Leben. — Noch immer steht der Zeppelin im Mittelpunkt des Interesses. Max Geisenheyner, der Chefredakteur des Illustrierten Blattes und Sonderberichterstatter bei der aufregenden Fahrt, gibt seine Erlebnisse und Eindrücke in einem ausführlichen Bericht wieder. — Die chinesische Korrespondentin gibt wieder neueste Eindrücke aus China wieder, diesmal erzählt sie vom Bau eines Riesengrabmals für den Revolutionär Sun, von der ungeheuren Pracht des Bauwerks und den Opfern, mit denen die unglückliche Bevölkerung es bezahlen muß. Die Freunde des Theaters werden sich über einen Bildbericht über das Mannheimer Theater freuen, während der aktuelle Teil diesmal besonders reich ist und ebenso eingehend von dem großen Brand des Clevelandkrankenhauses, wie von dem Gastspiel Toscaninis berichtet. Photographische Scherzaufnahmen vervollständigen die reichhaltige Nummer, die ab Montag zu haben ist.

Ein Opernlibretto von Georg Kaiser. Georg Kaiser arbeitet gegenwärtig an einem Opernlibretto. Direktor Klein will, um das Niveau der Operette der bisherigen Schablone zu entreißen, im Herbst das Berliner Theater mit einer neuartigen Operette eröffnen, und er hat deshalb Georg Kaiser ersucht, das Libretto für diese Operette zu verfassen. Der Berliner Komponist Spolianski wird die Musik zu den Texten schreiben.

Eine neue Oper von Kurt Weill. Kurt Weill hat die Partitur eines neuen abendfüllenden Opernwerkes vollendet. Der Text der neuen Oper, die den Titel „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ trägt, stammt wieder von Bert Brecht. Das Werk wird im Herbst zur Uraufführung kommen.

Emmerich Kalman geht nach Hollywood. Emmerich Kalman ist durch Kabeltelegramm eingeladen worden, im Herbst nach Hollywood zu kommen, um dort für ein Jahr für den Tonfilm verpflichtet zu werden.

Ernst Vissauers Drama „Luther und Thomas Münzer“ wurde vom Landestheater in Stuttgart zur alleinigen Uraufführung erworben.

Fröhliche Ecke.

„Sag' mal, glaubst du wirklich, daß dein Mann immer angeln geht?“

„Ja, meine Liebe, ganz bestimmt, denn er bringt nie einen Fisch mit!“

Lehrer: „Nenne mir ein Beispiel für vergeubete Mühle!“
Schüler: „Wenn man meinem Onkel eine haarsträubende Geschichte erzählt, er ist nämlich kahlköpfig!“

„Sie wollen also meine Tochter aus Liebe heiraten?“
„Jawohl, Herr Direktor!“
„Das ist sehr gut, denn ich habe eben Konkurs angemeldet.“

„Sie tun wirklich viel für Ihr Haus, Herr Huber; vor zwei Jahren elektrisches Licht, voriges Jahr den schönen Anstrich. Was werden Sie dieses Jahr machen?“
„ne Hypothek aufnehmen.“

Als kürzlich der Schriftsteller P. heiraten wollte, begrüßte ihn ein Bekannter mit den Worten: „Gratuliere, gratuliere, du wirst also einen Herd gründen?“
„Herd ist gut! — höchstens einen Spirituskoher.“